

### 3. Darstellungen psychischer Krankheit: Ein Forschungsüberblick

---

#### 3.1 Forschungstraditionen und zentrale Begriffe

Mediale Darstellungen von psychischen Krankheiten haben eine lange Tradition und die akademische Beschäftigung mit ihnen auch. Sowohl für Medien als auch für psychische Krankheiten gilt, dass sie Gegenstand verschiedener Disziplinen sind. Neben Studien aus der Medien- und Filmwissenschaft gibt es zu diesem Konnex auch Beiträge aus der Kommunikationswissenschaft, der Soziologie, den Literaturwissenschaften und der Psychologie. Dieses Kapitel gibt einen Überblick über die bestehende Forschung im Hinblick auf die fiktionalen Darstellungen von Figuren.

Die Forschungslage zu Darstellungen psychischer Krankheit lässt sich grob in zwei Traditionen gliedern. Zum einen besteht Forschung auf diesem Gebiet in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen. Arbeiten aus diesem Bereich liefern empirische Studien, in vielen Fällen Inhaltsanalysen, mit einem breiten Korpus. Zum anderen liegen umfangreiche Arbeiten aus verschiedenen Kulturwissenschaften vor, die in einer hermeneutischen Tradition der Erkenntnisgewinnung stehen. Auf die bestehende Forschung in sozialwissenschaftlicher respektive kulturwissenschaftlicher Tradition gehen die beiden folgenden Abschnitte detailliert ein.

Zuvor sollen einige begriffliche Klärungen vorgenommen werden. Denn wie der folgende Abschnitt zeigen wird, ist insbesondere die sozialwissenschaftliche Forschung von dem Forschungsinteresse geprägt, die gesellschaftliche (Ent-)Stigmatisierung von psychischen Krankheiten in verschiedenen Diskursen zu verstehen. Nicht wenige dieser Studien treten mit einem nor-

mativen Anspruch an.<sup>1</sup> Da Sprache soziale Realitäten prägt, beschäftigen sich viele Arbeiten mit der Frage nach angemessenen Begriffen für die Phänomene, die jene beschreiben sollen. Auch meine Arbeit untersucht mit den Figurenanalysen der folgenden Kapitel, welche Konzepte von Gesundheit und Krankheit durch die verwendeten Begriffe sichtbar werden. An dieser Stelle sollen nun zunächst die Begriffsverwendungen in akademischen Arbeiten im Allgemeinen und dieser Arbeit im Speziellen diskutiert werden.

In Bezug auf stigmatisierende Sprache in medialen Darstellungen hat die Studie *Media Madness* des amerikanischen Psychologen Otto Wahl von 1995 weite Verbreitung gefunden.<sup>2</sup> Wahl setzt sich neben realistischer und angemessener Darstellung stark für begriffliche Korrektheit ein und schreibt damit filmischen Darstellungen einen aufklärerischen Bildungsauftrag zu – eine Perspektive, die in diesem Forschungsbereich weite Verbreitung gefunden hat. Im Hinblick auf die (in-)korrekten klinischen Bezeichnungen sind die Bedenken von Wahl und anderen von einer paradoxen Spannung geprägt. Einerseits gehen die Forscher:innen davon aus, dass die meisten Rezipient:innen wenig Erfahrung mit psychischen Krankheiten, Betroffenen, Therapien und entsprechenden Einrichtungen hätten. Populäre Medien zur Aufklärung über psychische Krankheiten zu nutzen, sei somit ein legitimes Interesse. Sie befürchten, falsche Bezeichnungen könnten bei einem unwissenden Publikum falsche Vorstellungen prägen. Hier wird gerade in Beiträgen außerhalb der Medienwissenschaften eine ausgeprägte kulturpessimistische Haltung gegenüber populären Medien deutlich. Gleichzeitig betonen die Forschenden, dass stigmatisierende Darstellungen einen relevanten Teil des eigenen Publikums herabsetzen.<sup>3</sup> Nach gängigen Einschätzungen von Gesundheitsorganisationen leiden circa 20 Prozent der Bevölkerung in Industrienationen mindestens einmal in ihrem Leben an einer psychischen Erkrankung; die World Health Organization (WHO) schätzt, dass weltweit eine von acht Personen mit einer psychischen Krankheit lebt.<sup>4</sup> Falsche, abwertende Begriffe stigmatisieren also einen signifikanten Teil des Publikums,

1 Vgl. exemplarisch Otto F. Wahl, *Media Madness: Public Images of Mental Illness* (New Brunswick, N.J.: Rutgers University Press, 1995).

2 Vgl. Wahl.

3 Vgl. exemplarisch Wahl; Stephen Harper, *Madness, Power and the Media*; Heather Stuart, »Media Portrayal of Mental Illness and Its Treatments«, *CNS Drugs* 20, Nr. 2 (1. Februar 2006): 99–106.

4 »Mental Disorders«, World Health Organization (WHO), letzter Zugriff: 25. März 2024, <https://www.who.int/news-room/fact-sheets/detail/mental-disorders>; »Mental

während sie für den Rest oft die einzigen Berührungspunkte mit diesem Thema zu sein könnten. Beide Positionen sind durchaus miteinander vereinbar. Psychische Krankheiten können nach wie vor ein tabuisiertes Thema sein, das vor allem über mediale Darstellungen und nicht über persönliche Erfahrungen besprochen wird. Und schon ganz grundsätzlich stellt sich die Frage, wie man über psychisches Leiden sprechen kann: Für Depressionen, Angststörungen, Suchterkrankungen und Persönlichkeitsstörungen gibt es verschiedene Sammelbegriffe, die in der Alltagssprache, im Forschungsdiskurs und eben auch in den Serien selbst verwendet werden: Krankheit, Störung, Zustand beziehungsweise *illness, disease, condition, disorder* oder *distress*.<sup>5</sup>

An der Diskussion um die Begriffe für psychische Krankheiten lassen sich grundlegende Positionen zu deren Ontologie festmachen: Sind psychische Krankheiten ein soziales Phänomen, also Ausdruck dafür, was eine Gesellschaft als normal akzeptiert und was sie als Abweichung markiert? Oder sind die Leiden biologisch und analog zu körperlichen Krankheiten und Verletzungen zu verstehen? Das ist eine Diskussion, die in der Philosophie, Psychologie und Medizin und nicht zuletzt in einer politischen Öffentlichkeit geführt wird.<sup>6</sup> Eine kulturwissenschaftlich-philosophische Perspektive betont, dass Krankheits- und Gesundheitsbegriffe konstruiert sind – und so allgemein formuliert würden das auch Psychiater:innen, Therapeut:innen und Mediziner:innen dies nicht abstreiten. Die Veränderungen des Diagnostic and Statistical Manual of mental disorders (DSM) und ähnlicher Diagnosemanuale seit den 1960er-Jahren zeigen das auch. Neben einer Ausdifferenzierung der Krankheitsbilder deuten auch die Ersetzung des Psychopathiebegriffes durch die antisoziale Persönlichkeitsstörung oder die Streichung von Homosexua-

---

Illness«, National Institute of Mental Health (NIMH), letzter Zugriff: 25. März 2024, <https://www.nimh.nih.gov/health/statistics/mental-illness>.

- 5 Vgl. Harper, *Madness, Power and the Media*; Kimberly Emmons, *Black Dogs and Blue Words: Depression and Gender in the Age of Self-Care* (Rutgers University Press, 2010).
- 6 Vgl. Alain Ehrenberg, *Weariness of the Self: Diagnosing the History of Depression in the Contemporary Age* (Montreal, Quebec: McGill-Queen's University Press, 2010); Temenuža Trifonova, *Warped Minds, Film Culture in Transition* (Amsterdam: Amsterdam University Press, 2014); Martin Halliwell, *Therapeutic Revolutions: Film Dramas in the Borderlands*, 2013; Martin Halliwell, *Voices of Mental Health: Medicine, Politics, and American Culture, 1970–2000* (New Brunswick, New Jersey: Rutgers University Press, 2017).

lität als psychische Krankheit auf die Wechselwirkung von Gesellschaft und medizinischer Diagnose hin.<sup>7</sup>

In der deutschen Sprache drängen sich vor allem die Begriffe Krankheit und Störung auf. Beide sind sehr geläufig und für beide Begriffe gibt es Argumente, sie im Sinne nicht stigmatisierender Bezeichnung zu bevorzugen: Im Krankheitsbegriff schwingt zunächst die soziale Bedeutung mit, während Störung ein funktionaler Begriff ist. Krankheit kann insofern als progressiver Begriff verstanden werden, als er eine Anerkennung und Gleichstellung von psychischen Krankheiten mit physischen Krankheiten impliziert, die in der Regel nicht gesellschaftlich negativ belegt werden.<sup>8</sup> Viel Aufklärungsarbeit ist in den letzten Jahrzehnten darauf verwendet worden, beispielsweise Depressionen als Krankheit zu begreifen und nicht als schlechte Laune oder pessimistische Lebenseinstellung. Der Begriff Störung wiederum scheint neutraler, auf das funktionale Problem konzentriert. Gleichzeitig hat dieser Begriff aber auch die negative Konnotation, dass die Störung per se ein Problem darstellt, was wiederum stigmatisierend sein kann. Er ist auch sehr häufig in den klinischen Diagnosen zu finden, beispielsweise als Angststörung oder in den verschiedenen Persönlichkeitsstörungen. Insgesamt liegen die Bedeutungen beider Begriffe jedoch relativ nahe beieinander. Ähnlich wie Krankheit und Störung lassen sich auch die englischen Begriffe *illness* und *disorder* verstehen, wie Kimberly Emmons im Rahmen einer Diskursanalyse in Bezug auf Depressionen untersucht hat.<sup>9</sup> Der Begriff *illness* betont laut Emmons die soziale Konstruktion des Krankheitsbegriffs – und ist besonders darauf bezogen, wie Betroffene und ihr Umfeld mit einer Krankheit umgehen und mit ihr leben. *Disorder* versteht Emmons als »disturbance of bodily or mental function.«<sup>10</sup> Während der Begriff *disorder* hier zunächst neutraler erscheint, weist Emmons darauf hin, dass er trotzdem auch ein sozialer Begriff ist, weil er mit der Betonung

7 Zwei Diagnosehandbücher sind in diesem Diskurs einschlägig: Das *Diagnostic and Statistical Manual of mental disorders (DSM)* ist das US-amerikanische Diagnosemanual für psychische Krankheiten, das seit den 1950er-Jahren von der American Psychiatric Association (APA) herausgegeben wird. Seit 2013 ist die fünfte Auflage (DSM V) verbindlich. In Deutschland ist das von der WHO herausgegebene *International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems (ICD)* verbindlich, das sowohl psychische wie auch physische Krankheiten systematisiert und aktuell in der zehnten Auflage (ICD-10) verwendet wird.

8 Vgl. Harper, *Madness, Power and the Media*, 34–35.

9 Vgl. Emmons, *Black Dogs and Blue Words*.

10 Emmons, 74.

von funktionaler Störung ein funktionales ›normal‹ impliziere.<sup>11</sup> Kulturwissenschaftler Stephen Harper wiederum lehnt den Krankheitsbegriff (im Original *illness*) für psychische Zustände generell ab, weil er seiner Meinung nach einen biologischen Krankheitsbegriff in den Vordergrund rücke und damit die Auswirkungen von *race*, *class* und *gender* ignoriere.<sup>12</sup> Harper schlägt stattdessen den Begriff *distress* – Leiden – vor, um damit die Betroffenenperspektive ins Zentrum zu stellen.<sup>13</sup> Ohne die Relevanz von Gruppenzugehörigkeiten für die Konstruktion von psychischen Krankheiten in der sozialen Wirklichkeit wie auch in medialen Inszenierungen in Abrede stellen zu wollen, halte ich diesen Begriff für zu eingeschränkt, da er alle soziokulturellen Implikationen auf den Aspekt des Leidens konzentriert. Die Verwendung der Begriffe Krankheit und Störung in dieser Arbeit ist letztlich nicht immer ganz trennscharf. Ich ziehe in dieser Arbeit in der Regel den Krankheitsbegriff den Begriffen von Störung und Leiden vor, weil es mir vorrangig darum geht, wie Betroffene (hier Figuren) mit der Krankheit umgehen, und welche soziokulturellen Effekte sie hat. Damit folge ich Emmons Definition des englischen *illness*. In einigen Fällen erscheint mir jedoch der Störungsbegriff treffender, um Aspekte von Abweichung, *otherness*, und Normalität zu bezeichnen.

Wie in der Einleitung dieser Arbeit bereits erwähnt, fällt in der Alltagssprache oft ein bestimmter Begriff, um mediale Darstellungen und fiktive Wesen (oder Personen in nicht-fiktionalisierten Formaten), um einen bestimmten Typus psychisch kranker Figuren zu beschreiben: der Psychopath oder die Psychopathin. Auch in dieser Arbeit bezeichne ich die Figuren des Materialkorpus pointiert als *produktive Psychopath:innen*. So treffend dieser Begriff in einer populärkulturellen Verwendung als Sammelbegriff und Kurzform für die Figuren dieser Arbeit ist, so ist er auch außerhalb dieses Kontextes in mehreren Hinsichten problematisch.

Zum Ersten lässt sich die Verwendung des Psychopathiebegriffs an sich kritisieren, unabhängig von dem Gegenstand dieser Arbeit. Der Begriff gilt in Teilen der Psychopathologie als veraltet. Als Krankheitsbild kommt der Begriff Psychopathie in aktuellen Diagnosehandbüchern nicht mehr vor.<sup>14</sup> Die APA

<sup>11</sup> Vgl. Emmons, 75.

<sup>12</sup> Vgl. Harper, *Madness, Power and the Media*, 25–26.

<sup>13</sup> Vgl. Harper, 21.

<sup>14</sup> Die APA, die Herausgeberin des amerikanischen Diagnosemanuals *Diagnostic and Statistical Manual of mental disorders (DSM)* ist, führt den Begriff ›Psychopath‹ noch als Schlagwort, verweist aber darauf dass der Begriff in der Diagnostik 1997 durch die anti-

beschreibt Psychopathie heute nicht mehr als Persönlichkeitsstörung, sondern als Charaktereigenschaft und definiert diesen Begriff als »personality trait marked by egocentricity, impulsivity, and lack of such emotions as guilt and remorse, which is particularly prevalent among repeat offenders diagnosed with antisocial personality disorder.«<sup>15</sup> Dass sich Bezeichnungen von Krankheitsbildern und Diagnosen ändern, ist erst einmal nicht verwunderlich und hat im letzten Jahrhundert viele Diagnosen betroffen – aus manischer Depression ist die bipolare Störung geworden; die am Ende des 19. Jahrhunderts gängige und bei Freud prominente Hysterie wurde aus den Diagnosemanualen gestrichen.<sup>16</sup> Ähnlich ist es auch mit dem Psychopathiebegriff. Er stammt aus der frühen Psychologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die gängigen Symptome der Psychopathie – Empathielosigkeit, Angstfreiheit, Unfähigkeit zu Reue – decken sich weitgehend mit der heutigen Diagnostik für die antisoziale Persönlichkeitsstörung.<sup>17</sup>

Psychopath:innen verletzen mit ihrem Verhalten moralische Normen – manchmal auf spektakuläre Weise, was sie im kulturellen Gedächtnis verankert.<sup>18</sup> Daher ist die Diagnose oder Zuschreibung »Psychopath:in« nicht nur eine (vermeintlich) klinische, sondern immer auch eine moralische Kategorie. So wurde der Begriff auch im 19. Jahrhundert verstanden und das ist auch der Grund, weshalb Psycholog:innen im 20. Jahrhundert begannen, sich von diesem Begriff zu distanzieren.

Allerdings verweist das *Diagnostic and Statistical Manual of mental disorders* (DSM V) in seiner fünften Auflage auf den Begriff als allgemeine Bezeichnung

---

soziale Persönlichkeitsstörung ersetzt wurde. Vgl. »APA PsycNet Thesaurus«, APA PsycNet Thesaurus, letzter Zugriff: 20. März 2024, <https://psycnet.apa.org/thesaurus>.

- 15 Vgl. »APA PsycNet Thesaurus«, APA PsycNet Thesaurus, letzter Zugriff: 20. März 2024, <https://psycnet.apa.org/thesaurus>.
- 16 Freud verstand die Hysterie als eine Neurosengruppe, die sehr unterschiedliche psychische und psychosomatische Symptome ausbilden kann. Während die klinische Diagnose dieser Symptome unter anderem in der Borderline Persönlichkeitsstörung weiterentwickelt wurde, ist Freuds Begriff der Hysterie weiterhin in der Kultur- und Filmwissenschaft produktiv geworden. Vgl. Jean Laplanche und Jean-Bertrand Pontalis, »Hysterie«, in *Das Vokabular der Psychoanalyse* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1996), 180–182; Elisabeth Bronfen, *The Knotted Subject: Hysteria and its Discontents* (Princeton, NJ.: Princeton Univ. Press, 1998).
- 17 Cary Federman, Dave Holmes, und Jean Daniel Jacob, »Deconstructing the Psychopath: A Critical Discursive Analysis«, *Cultural Critique*, Nr. 72 (2009): 49.
- 18 Markus Fellner, *Psycho Movie: Zur Konstruktion psychischer Störung im Spielfilm* (Bielefeld: transcript, 2006), 277–278.

für die grundlegenden Verhaltensmuster der antisozialen Persönlichkeitsstörung.<sup>19</sup> Dieser umgangssprachliche Begriff ›Psychopath:in‹ hat nach wie vor eine große Verbreitung, auch in populärkulturellen Zusammenhängen, zum Beispiel zur Charakterisierung fiktionaler Figurentypen. Die soziokulturelle Bedeutung des Begriffs sehen auch Psycholog:innen, die sich mit Populärkultur beschäftigen. Einige lehnen diese Bezeichnung ab, da sie klinisch inkorrekt ist, andere wiederum grenzen zwar psychologische Fachtermini davon ab, versuchen jedoch gleichzeitig auch das alltagspsychologische Bild des Psychopathen zu definieren. So stellt Markus Fellner heraus, dass der Ausdruck Psychopath:in im Alltag oft gar nicht auf psychische Störung oder Krankheit bezogen ist, sondern ein Ausdruck für eine extreme (oft rücksichtslose oder kalte) Persönlichkeit.<sup>20</sup> Federman u. a. stellen in ihrer Diskursanalyse um den Psychopathenbegriff fest, dass ›Psychopath:in‹ in Medientexten – fiktional oder nicht-fiktional – oft synonym für ›Serienkiller:in‹ steht.<sup>21</sup>

Verwendet wird die Bezeichnung Psychopathie darüber hinaus noch in den akademischen Diskursen der Arbeitssoziologie und den Rechtswissenschaften. Denn neben der klinischen und populärkulturell-umgangssprachlichen beinhaltet ›Psychopath‹ auch eine kriminologische Komponente. Obwohl er international keine anerkannte psychopathologische Definition mehr hat, hat dieser Begriff in einer Reihe von Staaten juristische Konsequenzen.<sup>22</sup> Mit der von dem kanadischen Psychologen Robert Hare entwickelten Hare-Skala wird Psychopathie durch einen strukturierten Fragenkatalog (dem PCL-R) diagnostiziert.<sup>23</sup> Verwendet werden diese Diagnosen beinahe ausschließlich in juristischen Kontexten, zum Beispiel für Gutachten zur Schuldfähigkeit: Im Gegensatz zu manchen anderen Diagnosen werden Psychopath:innen als voll schuldfähig betrachtet.<sup>24</sup> Nach diesem engen juristischen und psychopathologischen Psychopathiebegriff sind Psychopath:innen psychisch abnormal: Das äußert sich in der Art, wie sie Verbrechen begehen (berechnend und logisch) und in der Art, wie hinterher mit ihren Verbrechen umgehen (angstfrei

19 Vgl. Peter Falkai, Hans-Ulrich Wittchen, und Manfred Döpfner, Hg., *Diagnostisches und statistisches Manual psychischer Störungen DSM-5®* (Göttingen Bern Wien [u. a.]: Hogrefe, 2015), 903.

20 Vgl. Fellner, 277–278.

21 Vgl. Federman, Holmes, und Jacob, »Deconstructing the Psychopath«.

22 Vgl. Federman, Holmes, und Jacob, 50.

23 Vgl. Robert D. Hare, *Psychopathy Checklist – Revised Manual* (Toronto: Multi-Health Systems, 2003).

24 Vgl. Federman, Holmes, und Jacob, 45.

und ohne Reue). Psychopath:innen sind aber nicht psychotisch – und damit schulfähig. Dieses Konstrukt einer Persönlichkeitsstruktur, die pathologisch zu unmoralischem Handeln neigt und dennoch darüber reflektieren kann, liegt auch vielen fiktionalen Figuren zugrunde. Die Figur Dexter ist ein Prototyp für diese Figurengestaltung.

Der Begriff Psychopath ist also wegen seiner moralischen Komponente aus dem (hegemonialen) Psychologie-Diskurs verschwunden, die aus dem juristischen Kontext anklingt, aber genau mit dieser Komponente in den Nebendiskursen hängen geblieben. An diese populären Diskurse lehnt sich der Psychopathiebegriff in dieser Arbeit bewusst an und nicht an die psychopathologische Bezeichnung. Gerade das Moment der der moralischen Grenzüberschreitung, das auch im populären Begriff enthalten ist, ist für meine Arbeit produktiv, weil der Begriff damit an figurentheoretische Diskurse, unter anderem zu Antiheld:innen, anschließt. Es betrifft einerseits das Phänomen der komplexen Fernsehserie allgemein, die Anfang der 2000er-Jahre durchaus als Grenzüberschreitung wahrgenommen wurde. Andererseits lässt es sich auch konkret auf die Hauptfiguren dieser Serien beziehen, die, wie Kapitel 2.3.3 gezeigt hat, bislang in der Forschung gemeinhin zu kurz als Antihelden verstanden werden. Dennoch ist es auch wichtig, den klinisch-akademischen Diskurs im Blick zu behalten, der mediale Darstellungen von psychischen Krankheiten auch immer wieder zum Gegenstand von Forschung, Lehre und Kritik macht.

Bezogen auf mediale Darstellungen charakterisiert diese dramatische Überhöhung von psychischen Krankheiten zur Psychopathie jedoch meiner Meinung nach genau die Dramatisierung – und Ästhetisierung –, die für diese Serienfiguren essenziell ist. Nicht-fiktionaler Berichterstattung wird oft und zu Recht vorgeworfen, mit solchen Begriffen sensationelle Berichterstattung zu betreiben. In diesen fiktionalen Serien, die im äußerst kompetitiven amerikanischen Fernsehmarkt entstehen, ist es natürlich ebenfalls das Prinzip, spektakuläre Figuren und Geschichten zu schaffen. Diese Figuren sind in vielerlei Hinsicht klinisch korrekter und fraglos nuancierter gezeichnet als viele Vorgängerfiguren im Kino und Fernsehen. Trotzdem stehen sie in der Tradition der »schon immer falschen« Darstellungen von psychischen Krankheiten in audiovisuellen Medien. Sie machen Anspielungen an frühe Kinofilme oder Genres wie den Film noir, sind »serielle Überbietungen« früherer Figuren und lassen sich nicht einfach vom kulturellen Ballast negativer Konnotationen befreien.

### 3.2 Sozialwissenschaftliche Forschung

Aus den sozialwissenschaftlichen Disziplinen wie der Psychologie, Kommunikationswissenschaft und Soziologie liegen eine Reihe von Studien seit den 1980er-Jahren vor, die psychische Krankheiten im Kino, Fernsehen und Serien untersuchen. Der folgende Überblick beschränkt sich auf Untersuchungen von amerikanischen Fernseh- oder Serienformaten. Erkenntnisreich sind dabei im Bereich der frühen Untersuchungen zu diesem Thema die Studien von Nancy Signorielli beziehungsweise Laurel Fruth und Allan Padderud.<sup>25</sup> Signoriellis umfangreiche Studie untersucht fiktionale Fernsehformate über einen Zeitraum von fünfzehn Jahren, während sich Fruth und Padderud ausschließlich auf Soaps konzentrieren. Beide Studien gehen inhaltsanalytisch vor. Hervorzuheben ist weiterhin eine Metastudie von Heather Stuart zur Darstellung von psychischen Krankheiten, die sowohl fiktionale wie nicht-fiktionale Fernsehformate einbezieht.<sup>26</sup> Eine der aktuellsten Studien zur Darstellung von psychischen Krankheiten in Spielfilmen und Serien stammt von der Annenberg Inclusion Initiative, einem Think Tank an der University of Southern California.<sup>27</sup> Auch hier handelt es sich um eine Inhaltsanalyse, die ein großes Korpus an Filmen und Serien aus dem Jahr 2018 auswertet. Im Erkenntnisinteresse der sozialwissenschaftlichen Studien lassen sich drei generelle Tendenzen beschreiben: Alle Studien zielen darauf ab, die Repräsentation von psychischen Krankheiten auf ihre realistische Umsetzung zu prüfen und setzen die Mediendarstellungen so in Bezug zu einer sozialen Wirklichkeit.<sup>28</sup> Dabei stehen Fragen nach der Häufigkeit von psychischen Krankheiten und der Gruppenzugehörigkeit der Betroffenen im Vordergrund. Darüber hinaus fragen viele

25 Vgl. Nancy Signorielli, »The Stigma of Mental Illness on Television«, *Journal of Broadcasting & Electronic Media* 33, Nr. 3 (1989): 325–32; Laurel Fruth und Allan Padderud, »Portrayals of Mental Illness In Daytime Television Series«, *Journalism Quarterly* 62, Nr. 2 (1985): 384–87, 449.

26 Vgl. Stuart, »Media Portrayal of Mental Illness and Its Treatments«.

27 Vgl. Stacy L. Smith u. a., »Mental Health Conditions in Film & TV: Portrayals that Dehumanize and Trivialize Characters«, *USC Annenberg Inclusion Initiative*, 2019, <https://assets.uscannenberg.org/docs/aai-mental-health-2022-05-02.pdf>.

28 Vgl. Signorielli, »The Stigma of Mental Illness on Television«; Fruth und Padderud, »Portrayals of Mental Illness In Daytime Television Series«; Stuart, »Media Portrayal of Mental Illness and Its Treatments«; Smith u. a., »Mental Health Conditions in Film & TV: Portrayals that Dehumanize and Trivialize Characters«.

Studien zum Zweiten nach dargestellten Zusammenhängen zwischen psychischer Krankheit und Kriminalität und drittens nach Zusammenhängen zwischen psychischer Krankheit und Gewalt.<sup>29</sup> Im Folgenden werden die Ergebnisse dieser drei Dimensionen kurz umrissen.

Alle hier betrachteten Studien untersuchen demografische Aspekte im Rahmen ihrer Inhaltsanalysen. Grundlegend ist hier in allen Studien die Frage, wie häufig psychische Krankheiten im Fernsehen dargestellt werden. Dazu werden in der Mehrzahl der Fälle mehrere Parameter wie Figurenanzahl oder Sendezeit erhoben; alle Studien geben aber auch Auskunft darüber, wie hoch der Anteil der Sendungen in ihrem Korpus ist, die psychische Erkrankung überhaupt thematisieren. Die Ergebnisse gehen hier stark auseinander – und liegen generell zwischen neun und 75 Prozent.<sup>30</sup> Allerdings fügen Studien mit hohen Prozentzahlen häufig ergänzend hinzu, dass in einem weitaus geringen Maße psychische Krankheit ein wichtiges Thema in der jeweiligen Sendung darstelle.<sup>31</sup>

Eine der einschlägigen Studien auf diesem Gebiet im US-amerikanischen Fernsehen stammt von Nancy Signorielli aus dem Jahr 1989. Ihre Untersuchung konzentriert sich auf fiktionale *prime time*-Formate zwischen 1969 und 1985 und kommt zu dem Ergebnis, dass psychische Krankheiten in etwa zwanzig Prozent der Formate der Hauptsendezeit vorkommen. Allerdings sei die psychische Krankheit nur in zehn Prozent der Fälle ein wichtiger Handlungsstrang.<sup>32</sup> Im Gegensatz dazu findet die Studie von Laurel Fruth und Allan Padderud, die sich auf Soap-Operas konzentriert, einen sehr viel höheren Anteil – nämlich, dass 75 Prozent der Soap-Operas psychische Erkrankung thematisierten. Jedoch macht auch hier das Thema letztlich nur zwölf Prozent der Sendezeit aus.<sup>33</sup> Zu dem gleichen hohen Prozentsatz, 75 Prozent, kommt

29 Stuart, »Media Portrayal of Mental Illness and Its Treatments«; Wahl, Media Madness; Harper, Madness, Power and the Media; Smith u. a., »Mental Health Conditions in Film & TV: Portrayals that Dehumanize and Trivialize Characters«.

30 Vgl. Wahl, Media Madness; Smith u. a., »Mental Health Conditions in Film & TV: Portrayals that Dehumanize and Trivialize Characters«.

31 Vgl. Fruth und Padderud, »Portrayals of Mental Illness In Daytime Television Serials«, 386.

32 Vgl. Signorielli, »The Stigma of Mental Illness on Television«, 326–327.

33 Vgl. Fruth und Padderud, »Portrayals of Mental Illness In Daytime Television Serials«, 386.

die Annenberg Studie von Stacy Smith u. a., die Fernsehserienformate jedes Genres im Jahr 2018 inhaltsanalytisch auswertet.<sup>34</sup>

Die meisten dieser Studien untersuchen auch konkret den Anteil psychisch kranker Figuren oder Personen in den jeweils untersuchten Sendungen und kommen hier zu niedrigeren Zahlen: In Signoriellis Studie lassen sich drei Prozent der Figuren als psychisch krank identifizieren. Dieser Prozentsatz ist zwischen männlichen und weiblichen Figuren in etwa gleich verteilt.<sup>35</sup> Otto Wahls Studie, die das Fernsehprogramm von 1981 untersucht und nicht auf fiktionale Formate beschränkt ist, codiert neun Prozent der Figuren oder Personen als psychisch krank.<sup>36</sup> Die Annenberg Studie identifiziert sieben Prozent der Figuren als psychisch krank.<sup>37</sup>

Trotz gleicher Methodik lassen sich die Ergebnisse dieser Inhaltsanalysen nur schwer miteinander vergleichen oder auf Trends befragen. Zum einen beruhen ihre Daten auf unterschiedlich großen Samples und umfassen unterschiedlich große Zeiträume. Zum anderen gehen sie beim Codieren unterschiedlich vor. Fruth und Padderud beispielsweise schließen jede Erwähnung von psychischen Krankheiten in Dialogen ein, während Wahls Studie nur dargestellte Figuren oder Personen codiert, die sich selbst explizit als psychisch krank bezeichnen oder von anderen so bezeichnet werden. Und während Fruth und Padderud mehrere Episoden jeder Soap in ihr Korpus aufnehmen, betrachtet die Annenberg Studie nur jeweils die Pilotfolge der 2018 ausgestrahlten Staffel jeder Serie im Korpus.<sup>38</sup>

Interessanter als die konkreten Zahlen sind daher die Schlussfolgerungen, die die Studien aus ihren jeweiligen Ergebnissen ziehen: Die Studien aus den 1980er-Jahren formulieren einhellig Erstaunen über die Vielzahl der Darstellungen von psychisch kranken Figuren. Psychische Krankheit wird hier als ein gesellschaftlich tabuisiertes Thema aufgefasst, das erstaunlich viel mediale Aufmerksamkeit erfährt. Gleichzeitig äußern diese Studien auch Kritik in

34 Vgl. Smith u. a., »Mental Health Conditions in Film & TV: Portrayals that Dehumanize and Trivialize Characters«.

35 Vgl. Signorielli, »The Stigma of Mental Illness on Television«, 327.

36 Vgl. Wahl, *Media Madness*.

37 Vgl. Smith u. a., »Mental Health Conditions in Film & TV: Portrayals that Dehumanize and Trivialize Characters«, 1.

38 Vgl. Fruth und Padderud, »Portrayals of Mental Illness In Daytime Television Serials«; Smith u. a., »Mental Health Conditions in Film & TV: Portrayals that Dehumanize and Trivialize Characters«, 1.

Bezug auf die Darstellungsweisen und betonen die Notwendigkeit von gesellschaftlicher Aufklärung und sensibler Repräsentation.<sup>39</sup> Die Autor:innen der Annenberg Studie andererseits kommen zu dem Schluss, psychisch Kranke seien deutlich unterrepräsentiert. Ihre Einschätzung beruht darauf, dass sie die Häufigkeit der medialen Repräsentationen mit an der angenommenen Häufigkeit von psychisch kranken Personen in den USA (sieben Prozent der Figuren zu zwanzig Prozent der Bevölkerung) in Bezug setzen – und daher ein deutliches Defizit sehen.<sup>40</sup> Dies wird noch deutlicher, wenn man mit einem intersektionalen Blick auf Darstellungen schaut: Nicht-weiße Figuren oder LGBTQ+ Communitys werden selten bis gar nicht im Zusammenhang mit psychischer Krankheit repräsentiert.

Darüber hinaus untersuchen die meisten Studien den Zusammenhang von Gewalt beziehungsweise Kriminalität, den fiktionalen Formate zu psychischen Erkrankungen herstellen. Alle Studien kommen hier zu dem Schluss, dass psychisch kranke Figuren überproportional häufig als gewalträtig und kriminell dargestellt werden.<sup>41</sup> Diese Feststellung geht damit einher, dass diese Figuren eher als Antagonist:innen denn als Protagonist:innen dargestellt werden. Damit werden diese Figuren häufig in dramaturgischen Rollen gezeigt, die mit Kriminalität und Gewalt verbunden sind. Signorielli kommt zu dem Ergebnis, dass psychisch kranke Figuren doppelt so häufig wie andere Figuren antagonistisch dargestellt werden.<sup>42</sup> Während etwa 40 Prozent aller Figuren insgesamt gewalträtiges Verhalten zeigen, sind es in der Gruppe der psychisch Kranken 72 Prozent der Figuren.<sup>43</sup> Das gilt speziell auch für Mord: Psychisch Kranke werden mehr als doppelt so häufig als Mörder:innen dargestellt wie andere Figuren (21,6 Prozent der psychisch Kranken zu 8,7 Prozent aller Figuren).<sup>44</sup> Wahl wertet in seiner Studie Krimisendungen gesondert aus und findet in 38 Prozent dieser Sendungen psychisch kranke Figuren – und zwar in der Regel als die gesuchten Kriminellen im jeweiligen Fall der Woche.<sup>45</sup> Hea-

39 Vgl. Fruth und Padderud, »Portrayals of Mental Illness In Daytime Television Serials«; Wahl, *Media Madness*.

40 Vgl. Smith u. a., »Mental Health Conditions in Film & TV: Portrayals that Dehumanize and Trivialize Characters«, 18.

41 Vgl. Wahl, *Media Madness*; Stuart, »Media Portrayal of Mental Illness and Its Treatments«, Signorielli, »The Stigma of Mental Illness on Television«.

42 Vgl. Signorielli, »The Stigma of Mental Illness on Television«, 327.

43 Vgl. Signorielli, 327.

44 Vgl. Signorielli, 327.

45 Vgl. Wahl, *Media Madness*, 59.

ther Stuart rechnet in einer Metastudie aus, dass psychisch kranke Figuren etwa zehn Mal so häufig gewalttätig seien wie nicht kranke Figuren.<sup>46</sup> All diese Ergebnisse belegen für die Autor:innen, dass psychische Krankheiten überaus stigmatisierend dargestellt werden. Psychisch kranke Figuren seien überproportional häufig gewalttätig und damit eine Gefahr für die Allgemeinheit, so die implizite Aussage der Mediendarstellungen.

Daneben machen sowohl Signorielli als auch Wahl eine weitere Beobachtung: Gegen psychisch kranke Figuren werde ebenfalls öfter Gewalt verübt.<sup>47</sup> Wie Wahl ausführt, werde Gewalt gegen diese Figuren – in der Regel die Antagonist:innen – damit gerechtfertigt, dass diese eben psychisch krank seien und daher grundsätzlich eine Gefahr. Psychische Krankheit werde hier per se als unheilbar erklärt: »They are more than just criminals. They are morally tainted. They are bad people.«<sup>48</sup>

Diese moralische Verurteilung von psychisch kranken Figuren führe nach Wahl auch dazu, dass Behandlungsmöglichkeiten als entsprechend wirkungslos dargestellt würden.<sup>49</sup> Ähnliches stellen auch Fruth und Padderud außerhalb des Krimigenres für Soaps fest: »When characters are depicted in therapy, they are shown as either hopelessly beyond help or as unwilling to assist in their own recovery.«<sup>50</sup> Durch fehlende Berichte (oder Wahrnehmung) von Heilung oder Behandlung werden psychiatrische Möglichkeiten als ineffektiv wahrgenommen, so befürchtet auch Stuart, was wiederum negative gesellschaftliche Konsequenzen mit sich bringen könnte.<sup>51</sup>

Eine weitere Beobachtung machen verschiedene Studien in Bezug auf die nuancierte oder typisierte Darstellung von Figuren mit psychischen Krankheiten: Psychisch kranke Figuren haben oft nur die eine Funktion, dieses eine Wesensmerkmal im Plot – sie seien psychisch krank. So fasst beispielsweise Stuart 2006 zusammen: »Mentally ill characters are frequently portrayed as disenfranchised with no family connections, no occupation and no social identity.«<sup>52</sup> Und Lesley Henderson stellt in ganz ähnlicher Weise fest: »Characters

46 Vgl. Stuart, »Media Portrayal of Mental Illness and Its Treatments«, 100.

47 Vgl. Signorielli, »The Stigma of Mental Illness on Television«, 327.

48 Wahl, *Media Madness*, 75.

49 Vgl. Wahl, 75.

50 Fruth und Padderud, »Portrayals of Mental Illness In Daytime Television Serials«, 387.

51 Vgl. Stuart, »Media Portrayal of Mental Illness and Its Treatments«, 102.

52 Stuart, 100.

with mental illness depicted in entertainment media are frequently defined solely in terms of their illness.«<sup>53</sup>

Signorielli und ihr Team wiederum erfassen Aspekte der Figurenzeichnung über die Codierung in der Kategorie *success/failure*. Vierzig Prozent der psychisch kranken Figuren (im Gegensatz zu 18 Prozent aller Figuren) kodierte Signorielli als *failure*, was als eine Gesamtbewertung der Persönlichkeit der Figur zu verstehen ist.<sup>54</sup> Allerdings führt Signorielli nicht weiter aus, wie ihr Team diesen Begriff für die Codierung definiert. Darüber hinaus hätten psychisch kranke Figuren sehr viel seltener identifizierbare Berufe und Jobs.<sup>55</sup> »The impression is conveyed that mentally ill characters are quite likely to fail, and probably in the area of work.«<sup>56</sup> Zu dem gleichen Ergebnis kommt auch Wahl: »These characters, we found, tended to be identified mainly by their mental illnesses. Almost three-fourths of them had no family connections; they were either unmarried or of unspecified marital status. Almost half had no clear occupation.«<sup>57</sup>

Abgesehen von den bereits erwähnten Antagonist:innenrollen, die psychisch kranke Figuren oft einnehmen, gehen diese Studien nicht weiter auf dramaturgische Funktionen von psychisch kranken Figuren in den jeweiligen Serien ein. Die Ergebnisse zur Häufigkeit und Typisierung legen allerdings einen Rückschluss nahe: Mehrere Studien kamen zu dem Ergebnis, dass psychische Krankheiten häufig thematisiert würden, aber sehr viel seltener dieses Thema eine wichtige Rolle spiele. Zudem würden psychisch kranken Figuren weniger nuanciert gezeichnet in Bezug auf ihre Sozialität und ihr Verhalten. Psychisch kranke Figuren scheinen daher in der Fernsehgeschichte selten Hauptfiguren zu sein, sondern gerade im Krimigenre Antagonisten oder in anderen Bereichen Nebenfiguren, die weniger ausführlich dargestellt werden und in vielen Fällen wohl auf stereotype Weise.

Insgesamt liest sich die Forschungslage der empirischen Studien – im Unterschied zu einigen kulturwissenschaftlichen Beiträgen zur Filmgeschichte – fast ausschließlich als eine Kritik der Darstellung von psychischen

53 Lesley Henderson, *Social Issues in Television Fiction* (Edinburgh: Edinburgh University Press, 2010), 94–95.

54 Vgl. Signorielli, »The Stigma of Mental Illness on Television«, 328–327.

55 Vgl. Signorielli, 329.

56 Signorielli, 329.

57 Wahl, *Media Madness*, 42.

Krankheiten. Diese Tendenz liegt aber auch durchaus in den konkreten Forschungsfragen der jeweiligen Studien begründet: Den Fragen nach Stereotypisierung, Darstellung von Gewalt und Zusammenhänge zwischen Kriminalität und psychischer Erkrankung wird in diesen disziplinären Verortungen die höchste Relevanz zugeschrieben.

Implizit setzen die empirischen Studien einen Figurenbegriff voraus, der Figuren mit fiktiven Wesen praktisch gleichsetzt. Hier sehe ich eine Leerstelle, die kulturwissenschaftliche Arbeiten füllen können. Wie oben ausgeführt, unterscheiden die Studien zwar zwischen pro- und antagonistischer Darstellung, aber nicht zwischen Haupt- und Nebenfiguren. Darüber hinaus werden Genre-Konventionen selten explizit diskutiert. Stephen Harper verweist darauf, dass dies zu einer Verzerrung führen kann, wie gerade Gewaltdarstellungen im Fernsehen zu beurteilen sind.<sup>58</sup> Denn, so Harper, Gewaltdarstellungen seien in Genres wie Kriminalserien, Thriller und Horror generell überbetont im Vergleich zu einer sozialen Wirklichkeit. Es handelt sich hier um Konventionen, die vom Publikum so gelesen und verstanden werden. Das schließt nicht per se aus, dass diese Darstellungen auch Einstellungen über die Wirklichkeit prägen können. Jedoch lassen sich diese Inszenierungen von psychisch kranken Gewalttäter:innen nicht in Vergleich zu Prozentanteilen einer Gesamtbevölkerung setzen, um daran angemessene Darstellung zu beurteilen.

Die Konzentration auf Gewalt und Kriminalität erzeugt zudem auch ein negatives Bias in der Forschung selbst: Negativbeispiele sind sehr viel besser untersucht. Stuart beispielsweise beschränkt sich in ihrer Metastudie auf die Auswertung von negativer Berichterstattung und fiktionaler Darstellung, da sie davon ausgeht, dass die negativen Porträts schwerer wiegen, weil sie eher im Gedächtnis bleiben.<sup>59</sup> Das birgt die Gefahr eines Zirkelarguments: Der Fokus auf Forschungsgegenstände, die von vorneherein als gesellschaftlich problematisch und dadurch relevant betrachtet werden, befördert natürlich auch Forschungsergebnisse, die überwiegend negative Darstellungen feststellen.

Die Korrelation zwischen Gewalt, Mord und psychischer Krankheit gilt es also mit konkreten Filmanalysen, die filmischen und serielle Konventionen berücksichtigen, weiter zu hinterfragen. In manchen Beispielen aus Wahls Stu-

58 Vgl. Harper, *Madness, Power and the Media*, 45.

59 In diesem Sinne ist Zimmermans *People Like Ourselves* explizit als Gegenentwurf zu einer Konzentration auf negative Darstellung von psychischen Krankheiten von Seiten der Forschung zu verstehen.

dien scheint die Verknüpfung von psychischer Krankheit mit Gewalttätigkeit im Plot kausal angelegt zu sein:

»Yet another common facet of the criminal depiction of mentally ill characters is the suggestion that it is mental illness which makes people criminal. [...] fictional villains are presented who have been ordinary, law-abiding citizens—or even above-average contributors to society—but become villains when afflicted with a mental illness.«<sup>60</sup>

Aus Sicht der Figurentheorie lohnt es sich aber hier weiter zu differenzieren: Wahls Beobachtung bezieht sich hier auf die Diegese und Figuren als fiktive Wesen. Aus Sicht einer Produktionslogik ließe sich die Kausalität aber auch umgekehrt vermuten: Figuren, die die dramaturgische Funktion haben, Mörder:innen zu sein, beispielsweise in einer Krimiserie, werden von ihren Produzent:innen häufiger als psychisch krank konstruiert, um ihr Verhalten plausibler zu machen. Die Figurendarstellung mag zwar immer noch stigmatisierend oder psychopathologisch unrealistisch sein, aber diese Sichtweise betont eine Perspektive, die in vielen Studien weitgehend unbeachtet bleibt.

Ein weiter gefasster Figurenbegriff verspricht hier also Erkenntnisse darüber, welche Funktionen verschiedene Darstellungsweisen übernehmen und übernommen haben. Erklärungen, warum psychisch kranke Figuren so häufig stereotyp und stigmatisierend dargestellt werden, bleiben in den meisten Studien sehr vage. So nennt Wahl als Gründe Profit, Unwissen und psychologische Selbstversicherung, dass psychische Krankheiten immer nur die anderen treffen.<sup>61</sup> Zu diesem Ergebnis kommt auch Simon Cross in seiner exemplarischen Analyse von Schizophrenie im britischen Fernsehen: »In the absence of institutional boundaries, symbolic boundaries might help assuage anxiety about whose whom we suspect are ›not like us‹.«<sup>62</sup>

60 Wahl, *Media Madness*, 74.

61 Vgl. Wahl, 110–124.

62 Simon Cross, »Visualizing Madness: Mental Illness and Public Representation«, *Television & New Media* 5, Nr. 3 (1. August 2004): 212, <https://doi.org/10.1177/1527476403254001>.

### 3.3 Medienkulturwissenschaftliche Forschung

Auch in den Kulturwissenschaften sind Darstellungen psychischer Krankheiten seit Jahrzehnten Gegenstand der Analyse. Hier liegen allerdings weitaus mehr Studien zum Film als zu Fernseh- oder Serieldarstellungen vor. Im Unterschied zu der sozialwissenschaftlichen Forschung gibt es hier auch Überblicksdarstellungen, die eine filmgeschichtliche Einordnung verschiedener Darstellungstraditionen der psychischen Krankheit im Sinne einer Typologie vornehmen. Hier sind vor allem die Arbeiten von Hans J. Wulff und Jacqueline Noll Zimmerman zu nennen, aber auch Markus Fellners Studie mit kleinerem Materialkorpus.<sup>63</sup> Auch in der kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung spielt der Umgang mit Stigmatisierung und Tabuisierung von psychischen Krankheiten eine große Rolle. Allerdings gibt es hier anders als in den Sozialwissenschaften Lesarten, die betonen, dass fiktionale, audiovisuelle Medien häufig Empathie schaffen für Betroffene von psychischen Krankheiten.<sup>64</sup>

Als weiterer Bereich geisteswissenschaftlicher Forschung mit Berührungspunkten zu Konzeptionen psychischer Zustände lässt sich die (Medien-)Philosophie identifizieren, die in dieser Arbeit nur punktuell aufgegriffen wird. Neben den in der Filmwissenschaft stark verankerten psychoanalytischen Traditionen der Filmanalyse können hier auch die Arbeiten von Félix Guattari und Gilles Deleuze oder von Michel Foucault angeführt werden, die in film- und kulturwissenschaftlichen Arbeiten als philosophische Gegenentwürfe zu psychoanalytischen Rahmungen aufgerufen werden.<sup>65</sup>

Die Psychoanalyse gehört zu den Makrotheorien der Filmwissenschaft, mit deren Hilfe ganz unterschiedliche Bereiche vom Kinodispositiv, über Montagetechniken, Blickstrukturen bis zur gegenderten Filmrezeption

63 Vgl. Jacqueline Noll Zimmerman, *People Like Ourselves: Portrayals of Mental Illness in the Movies* (Lanham: Scarecrow Press, 2003); Hans J. Wulff, *Psychiatrie im Film* (Münster: MAKS-Publ., 1995); Fellner, *Psycho Movie: Zur Konstruktion psychischer Störung im Spielfilm*.

64 Vgl. Zimmerman, *People Like Ourselves*.

65 Vgl. Gilles Deleuze und Félix Guattari, *Anti-Ödipus* (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1974); Gilles Deleuze und Félix Guattari, *Tausend Plateaus* (Berlin: Merve, 1992); Michel Foucault, *Die Geburt der Klinik eine Archäologie des ärztlichen Blicks*, (Frankfurt a.M.: Fischer-Taschenbuch-Verl., 2008).

theoretisiert wurden.<sup>66</sup> Das Zusammendenken von der Darstellung psychischer Krankheit im Film und psychoanalytischer Filmanalyse ist also einerseits intuitiv einleuchtend und andererseits angesichts des Stellenwerts dieses Theorierahmens nicht einmal das dominante Erkenntnisinteresse dieser Theorieschule. In Bezug auf figurentheoretische Positionen haben psychoanalytische Analysen ein Interesse daran, Begehrnsstrukturen und Identifikationsangebote in audiovisuellen Medien zu untersuchen.<sup>67</sup> In der Filmwissenschaft wird das Verhältnis der Psychoanalyse zum Film seit Jahrzehnten kontrovers diskutiert.<sup>68</sup> Auf der einen Seite stellt die Psychoanalyse nach wie vor einen relevanten theoretischen und methodischen Rahmen in den Kulturwissenschaften dar, gerade in Bezug auf die Untersuchung psychischer Zustände. Affirmative Positionen verwenden die Psychoanalyse weniger als psychopathologischen Kanon denn als Kulturtheorie und etablierte Methode und betonen die Weiterentwicklungen, die die Psychoanalyse seit ihrer Begründung im späten 19. Jahrhundert erfahren hat.<sup>69</sup> Gerade für die Analyse von Filmen, die sich implizit oder explizit mit der Psychoanalyse auseinandersetzen, stellen unter anderem Freuds Arbeiten nach wie vor einen fruchtbaren Analyserahmen dar.<sup>70</sup> So ist zum Beispiel Alfred Hitchcocks Interesse und Kenntnis der Psychoanalyse belegt. Filme wie *Spellbound*, *Psycho*, *Marnie* oder *Vertigo* inszenieren ein breites Spektrum von therapeutischen

---

66 Vgl. zur Entwicklung der unterschiedlichen psychoanalytischen Positionen in der Filmtheorie Vinzenz Hediger, »Der Film als Tagesrest und Ferment des Symptoms: Psychoanalyse, Filmologie und die Nachträglichkeit der psychoanalytischen Filmtheorie«, *Montage AV* 13, Nr. 1 (2004): 112–25.

67 Vgl. Eder, *Die Figur im Film*, 51.

68 Vgl. Vinzenz Hediger, »Des einen Fetisch ist des andern Cue. Kognitive und psychoanalytische Filmtheorie. Lehren aus einem verpassten Rendez-vous«, in *Film und Psychologie – nach der kognitiven Phase?*, hg. von Jan Sellmer und Hans Jürgen Wulff, Schriftenreihe der Gesellschaft für Medienwissenschaft (GfM) 10 (Marburg: Schüren, 2002), 41–58, doi.org/10.25969/mediarep/14177; spezifisch zur Figurentheorie und Psychoanalyse vgl. Eder, *Die Figur im Film*, 51–54.

69 Veronika Rall, *Kinoanalyse: Plädoyer für eine Re-Vision von Kino und Psychoanalyse* (Marburg: Schüren, 2011).

70 Für eine Auflistung der wirkmächtigsten Konzepte, die in der Filmtheorie aus dem Werk Freuds entlehnt wurden, vgl. Thomas Koebner, »Psychoanalyse im Film/ Psychiatrie im Film«, in *Reclams Sachlexikon des Films*, hg. von Thomas Koebner (Stuttgart: Reclam, 2011).

Beziehungen und verschiedenen Manifestierungen von Psychosen, die oft auf Kindheitstraumata beruhen.<sup>71</sup>

Dem entgegen stehen Positionen, die psychoanalytische und kognitive Filmtheorie für grundsätzlich schwer vereinbar halten. So versteht sich beispielsweise die neoformalistische Filmanalyse, wie sie von David Bordwell, Kristin Thompson und Noël Carroll geprägt wurde, als expliziter Gegenentwurf zur psychoanalytischen Filmtheorie.<sup>72</sup> Auch in den Arbeiten von Jens Eder und Murray Smith, deren Arbeiten den figurentheoretischen Rahmen dieser Arbeit bilden, werden die Auffassungen vertreten, dass eine psychoanalytische Position nicht mit der kognitiven Figurentheorie vereinbar sei. Smith lehnt das psychoanalytische Konzept der Identifikation mit einer Figur und der Übertragung ihrer Wünsche auf die Zuschauer:in ab. Das bedeutet, er konstruiert vor allem die Rezeptionssituation anders als sie von psychoanalytischen Positionen vertreten wird.<sup>73</sup> Auch Eder geht von einer anderen mentalen Modellbildung aus.<sup>74</sup> Darüber hinaus gibt es Positionen, die Psychoanalyse und kognitive Filmtheorie durchaus für vereinbar halten, auch wenn diese theoretische Synthese selten unternommen wird.<sup>75</sup> Im Rahmen dieser Arbeit werden psychoanalytische Ansätze nur einzeln aufgerufen zum Beispiel in Bezug die Analyse von Traumadarstellungen, die sich auf die Konzeption von kulturellem Trauma nach Cathy Caruth beziehen.<sup>76</sup>

Ein großer Teil der kulturwissenschaftlichen Forschung beschäftigt sich mit den Motivgeschichten psychischer Krankheiten. Dazu gehören die physische Sichtbarkeit der Krankheit, die Psychiatrie als Setting, Psychiater:innen-

71 Vgl. Laura Mulvey, »Visual Pleasure and Narrative Cinema«, *Screen* 16, Nr. 3 (1975): 6–18; Bronfen, *The Knotted Subject*; Elisabeth Bronfen, Birgit R. Erdle, und Sigrid Weigel, Hg., *Trauma: Zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster* (Köln Weimar Wien: Böhlau, 1999).

72 Vgl. David Bordwell, *Narration in the Fiction Film*, 1. pr. (Madison, Wisconsin: Univ. of Wisconsin Press, 1985); Noël Carroll, *Mystifying Movies: Fads & Fallacies in Contemporary Film Theory* (Columbia University Press, 1988), <https://doi.org/10.7312/carr92070>; Kristin Thompson, *Breaking the Glass Armor: Neoformalist Film Analysis* (Princeton, N. J.: Princeton Univ. Press, 1988); David Bordwell und Noël Carroll, Hg., *Post-Theory: Reconstructing Film Studies* (Madison, Wisconsin: Univ. of Wisconsin Press, 1996).

73 Vgl. Murray Smith, *Engaging Characters*, 84–85.

74 Vgl. Eder, *Die Figur im Film*, 56–57.

75 Vgl. Hediger, »Des einen Fetisch ist des andern Cue. Kognitive und psychoanalytische Filmtheorie. Lehren aus einem verpassten Rendez-vous«.

76 Cathy Caruth, *Unclaimed Experience: Trauma, Narrative, and History* (Baltimore [u. a.]: Johns Hopkins Univ. Press, 1996).

Figuren und Konzeptionen von Genie und Wahnsinn.<sup>77</sup> In Bezug auf die äußere Sichtbarkeit von mentalen Krankheiten stellt Simon Cross fest, dass medianübergreifend das Vorhandensein einer psychischen Krankheit in der Regel an äußeren Merkmalen sichtbar wird:

»wild, unkempt hair; tattered clothing; red-veined, staring eyes; muttered imprecations; fists shaken at ›things‹ that are not there; outspoken dialogues to different parts of oneself. These are stereotypical conceptions that make clear how madness is seen: as visible differences of appearance and behavior that demarcate a symbolic boundary between ›us‹ and ›them‹.«<sup>78</sup>

Stereotypisch drücken sich mentalen Probleme also in mangelnder Hygiene, erratischem Verhalten und unkontrollierten Ticks aus. Diese Darstellungen sind häufig auch präsent in Psychiatriefilmen wie *One Flew Over the Cuckoo's Nest*. Die Psychiatrie wird hier als Einschließungsmilieu gezeigt; Behandlung ist oft unmenschlich und grausam. Aufmerksamkeit in der Forschung haben daher neben betroffenen Figuren auch die Darstellungen von Psychiater:innen-Figuren erhalten. Hier gibt es seit dem Weimarer Kino einen gut untersuchten Typus des bösen Psychiaters, wie er sich in kanonischen Filmen wie Robert Wienes *Das Kabinett des Dr. Caligari* oder den Dr.-Mabuse-Filmen von Fritz Lang *Dr. Mabuse der Spieler* und *Das Testament des Dr. Mabuse* findet.<sup>79</sup> Im Zusammenhang mit Therapeut:innen-Darstellungen untersucht die Inhaltsanalyse von Glen und Krin Gabbard die unterschiedliche Darstellungen von männlichen und weiblichen Therapeut:innen im klassischen Hollywood-Kino. Die Studie kommt zu dem Ergebnis, dass Therapeutinnen in Kinofilmen selten erfolgreich sind, weil sie Frauen sind – vor allem, wenn sie männliche Patienten behandeln.<sup>80</sup> In Bezug auf die Darstellungen von Genie, Wahnsinn und Kriminalität wurden auch Konstruktionen von Psychopath:innen und

77 Vgl. Cross, »Visualizing Madness«; Wulff, *Psychiatrie im Film*; Fellner, *Psycho Movie*; Koebner, »Psychoanalyse im Film/Psychiatrie im Film«.

78 Cross, »Visualizing Madness«, 199.

79 Vgl. Koebner, »Psychoanalyse im Film/Psychiatrie im Film«; Siegfried Kracauer, *Von Caligari zu Hitler: Eine psychologische Geschichte des deutschen Films* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1979); Kaes, *Shell Shock Cinema*.

80 Vgl. Glen O. Gabbard und Krin Gabbard, »The Female Psychoanalyst in the Movies«, *Journal of the American Psychiatric Association* 37, Nr. 4 (1988): 1031–49.

Serienmörderinnen untersucht.<sup>81</sup> Hier gibt es auch immer wieder Überschneidungen zum Figurentypus des manipulativen Psychiaters, der meist eine männliche Figur ist.

In kulturwissenschaftlichen Analysen zur psychischen Krankheit als Motiv liegt der Fokus meistens auf den indirekten Bedeutungen der Filme. Psychische Krankheiten werden hier zu Symbolen und Metaphern, mit denen verschiedene filmische Epochen, Genres oder Auteurs Gesellschaftskritik formulieren. So sind unter anderem die Filme des Weimarer Kinos, die psychische Kranke als leichte Opfer von Manipulation zeigen, analysiert worden. Siegfried Kracauer verstand sie rückblickend nach dem Zweiten Weltkrieg als Vorboten von Diktatur.<sup>82</sup> Im Gegensatz dazu interpretierte Anton Kaes sie ein halbes Jahrhundert später als Traumafilme, die das Grauen des Ersten Weltkrieges reflektieren.<sup>83</sup> Auch der Film noir ist für seine gebrochenen und oft ebenfalls vom Krieg traumatisierten Antihelden bekannt – Trauma, Depression und Alkoholumismus werden hier oft indirekt thematisiert, aber bis auf wenige Ausnahmen nie explizit so benannt.

Vor diesem Hintergrund ist es auffällig, dass komplexe Serien mit psychisch kranken Figuren in den letzten fünfzehn Jahren mehr und mehr positive Kritik in populären Diskursen gerade auch von Psychotherapeut:innen erhalten haben.<sup>84</sup> Hier ist insbesondere auch wieder *The Sopranos* zu nennen – und damit ebenfalls eine Serie, die Gewalt und Kriminalität exzessiv inszeniert. Jane Feuer ordnet verschiedene Reaktionen von Psychotherapeut:innen in Onlinepublikationen und -foren auf die Serie und ihre Inszenierung von Therapie ein und folgert:

»Etwas an der Art und Weise, wie Therapie in *The Sopranos* dargestellt wird, machte es den Therapeuten, die vermutlich den Unterschied zwischen Fiktion und Realität kennen, möglich, Tonys Therapie so zu diskutieren, als ob

81 Vgl. Russell D. Covey, »Criminal Madness: Cultural Iconography and Insanity«, *Stanford Law Review* 61, Nr. 6 (2009): 1375–1427; Fellner, *Psycho Movie*.

82 Vgl. Siegfried Kracauer, *Von Caligari zu Hitler*.

83 Vgl. Anton Kaes, *Shell Shock Cinema*.

84 Vgl. unter anderen Glen Gabbard, »At Last, a Realistic TV Portrayal of Psychotherapy: In Treatment.«, *Slate Magazine*, 28. Januar 2008, <https://slate.com/culture/2008/01/at-last-a-realistic-tv-portrayal-of-psychotherapy-in-treatment.html>; Jonathan Decker und Alan Seawright, »What TV Shows Get Wrong (and Right!) About Therapy«, *Cinema Therapy*, 14. November 2023, Video, 27:04, <https://www.youtube.com/watch?v=sZlwo8RlwiM>.

er ihr eigener Patient wäre, und Dr. Melfis Analysetechnik so zu sezieren, als ob sie eine von ihnen wäre.«<sup>85</sup>

Eine differenziertere Figurenanalyse und -konzeption kann hier helfen, besser zu verstehen, warum diese Figuren so sind und welche Produktionsprozesse und seriellen Logiken sie fördern.

---

85 Jane Feuer, »Psychoanalytischer Raum in HBO-Dramen: The Sopranos und In Treatment«, in *Autorenserien II: Quality TV in den USA und Europa*, hg. von Christoph Dreher (Paderborn: Fink, 2014), 261.